

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg

Schwartz, Wilhelm

Stuttgart, 1903

Die Neumark

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-250

Die Neumark

120. Wie Küstrin zu seinem Namen gekommen

Die Festung Küstrin in der Neumark hat Markgraf Hans gebaut. Als sie nun fertig war, da war er um einen Namen verlegen, setzte sich deshalb eines Morgens vor's Thor und sagte, nach dem solle die Stadt heißen, was sich ihm zuerst zeigen würde. Nicht lange hatte er dort gesessen, da kam ein junger Bursch mit seiner Liebsten daher; die wollten Einkäufe machen, und wie sie noch ein gut Stück Weges von der Stadt entfernt waren, sah der Markgraf, daß der Bursch sein Mädchen küßte. Da wartete er, bis sie ans Thor kamen, und fragte das Mädchen, wie sie heiße, worauf sie ihm antwortete, daß ihr Name „Trine“ sei. „Nun,“ sagte der Markgraf, „so soll der Name der Stadt, Küßt Trin' heißen,“ und so ist's denn auch geschehen.

Als es mit Markgraf Hans übrigens zu Ende ging, hat er befohlen, auch nach seinem Tode solle sein Bett in den Rasematten stehen bleiben, und das wird auch noch bis auf den heutigen Tag gehalten. Alle Morgen geht eine Magd hinab und macht ihm das Bett, und sie findet dann jedesmal eine kleine Grube in demselben, als hätte eine Katze darin gelegen.

121. Der Name von Krebsjauche

Wie das Dorf Krebsjauche zu dem Namen gekommen, das hängt so zusammen.

Es hatte einmal der Krebs mit dem Fuchs ausgemacht, er wolle mit ihm um die Wette laufen. Das Ziel wurde abgesteckt und alle Tiere standen herum, um zuzusehen, wie das werden würde. Als nun zum Ablaufen gezählt wurde: Eins — Zwei — und — Drei, da kniff der Krebs sich ganz sacht, ohne daß es der Fuchs merkte, in die Haare der Rute desselben fest und ließ sich so mitschleppen. Als aber der Fuchs fast am Ziele war, faßte der Krebs mit den Scheren zu und kniff die Rute des Fuchses so stark, daß dieser dieselbe vor Schmerz in die Höh' richtete und den Krebs, der in diesem Augenblick losließ, über seinen Kopf fort bis ans Ziel schleuderte. Da lachten alle Tiere, weil der Krebs gewonnen, und riefen „Krebs juchhe! Krebs juchhe!“ und als später hier ein Dorf gebaut wurde, bekam es zur Erinnerung an jene Begebenheit den Namen „Krebsjuchhe“, woraus dann mit der Zeit der jetzige Name „Krebsjauche“ wurde.

122. Die Bärenstäker

Die Einwohner der Stadt Mohrin werden häufig, wenn sie in anderen Orten der umliegenden Gegend erscheinen, die Bärenstäker genannt. Das ist so gekommen.

Einem Manne, der mit Aufladen von Erbsstroh beschäftigt war, fiel ein großes Bund desselben vom Wagen, und da es gerade sehr windig war, nahm es der Wind auf und trieb es weit fort bis nach Mohrin. Als das aber die Mohriner sahen, wurden sie in Angst und Schrecken

versezt, denn sie glaubten, es sei ein Bär, der daher käme, und wußten gar nicht, was sie tun sollten. Doch waren einige unter ihnen, welche beherzter waren, die kamen mit Forken, Stangen und Knüppeln herzugelaufen, um das Ungetüm zu töten. Da erkannten sie denn ihren Irrtum, aber zum Spott nennt man sie nun bis auf den heutigen Tag „die Bärenstäker“.

123. Der Ekelstein zu Mohrin

Am Mohriner See ist ein Stein, der sogenannte Ekelstein; an dem ist eine Höhlung, in die der Ellenbogen eines Menschen paßt. Man sagt, es heiße eigentlich „Ekelstein“, und erzählt davon folgende Geschichte.

In Mohrin war zur Zeit ein Händler, der Öl verkaufte. Er war aber ein Knapphans und gab stets zu wenig. Einst holte eine arme Frau von ihm ein Ekel (Eßel) Öl und bekam, wie gewöhnlich, nicht das richtige Maß. Wie sie nun hinaus auf die Straße tritt und das Öl besieht, hebt sie an, auf den Händler zu schimpfen. Da tritt zu ihr ein Mann, das war der Böse, der fragt sie, auf wen sie so erzürnt sei. Nun erzählt ihm die Frau, der Händler sei ein Knapphans, ein Betrüger, er habe ihr kein richtiges Ekel gegeben. Flugs geht der Böse zu dem Kaufmann, nimmt ihn mit sich nach dem See und stößt ihm den Ellenbogen in den Stein, daß es eine Höhlung wird, die gerade ein Ekel faßt. Darauf sagte er zu dem Kaufmann: „So, nun weißt du, wie ein richtiges Ekel ist, nimm dich in acht, daß keine Klage wieder über dich laut wird.“ Das Loch ist aber zur Warnung in dem Stein noch heutigen Tages zu sehen.

Anderere sagen, Ezelstein hieße eigentlich „Achselstein“, wie der Abdruck in demselben ja auch die Form einer „Achsel“ zeige, und zwar sei es die Achsel von des Teufels Großmutter, die dort sich abgedrückt habe. Auch die kleineren Löcher auf dem Stein gehören noch zu der Geschichte. Wie nämlich am Mohriner See überhaupt der Teufel früher viel sein Wesen getrieben, heißt es, habe in den kleinen näpfschenartigen Löchern des Teufels Großmutter ihm täglich sein Essen gekocht. Einmal habe sie nun sich geweigert es wieder zu tun, da sei der Teufel so wütend geworden, daß er sie bei der Kehle packte und mit solcher Gewalt gegen den Stein drückte, daß ihre Achsel sich in denselben einprägte. Auch die große Nasenspitze derselben hat sich dabei abgedrückt, denn das ist das über der Achsel befindliche große Loch.

Auch sonst findet man in der Gegend noch allerhand Teufels Spuren. Im sogenannten Kugelgrunde am See lag früher zum Beispiel unter anderen großen Steinen auch ein Granitblock, an dem ein vollständiger Sattel mit zwei Steigbügeln sichtbar war; auf diesem ist der Teufel jedesmal in der Walpurgisnacht nach dem Blockberg geritten. Ein anderer Stein hat die Form eines Lehnstuhles, der mit der Vorderseite dicht am See steht. Auf dem soll der Teufel noch oft in warmen Sommernächten sitzen und Fische angeln. Auf einem anderen Steine in der Nähe, an der Grenze von Dürren-Selchow und Grüneberg, rühren die Löcher, die ziemlich nahe beieinander stehen, davon her, daß der Teufel einst dort Regel gespielt und in den Löchern die Regel gestanden haben.

124. Der Krebs im Mohriner See

In dem großen, rings von steilen Ufern umgebenen Mohriner See, erzählt man, liegt ein großer Krebs, der ist mit einer Kette an den Grund angeschlossen. Reißt er sich aber einmal los, so muß die ganze Stadt untergehen. Oft genug hat man deshalb auch schon in Angst geschwebt, denn wenn der See heult, wie die Leute sagen, so tobt da unten der Krebs und will sich lösen.

In dem See muß auch alljährlich einer ertrinken, und wenn dies einmal in einem Jahre nicht zutrifft, so müssen im nächsten Jahre zwei daran glauben. Auch sonst passiert dort manches; namentlich läßt sich am Marienstage oft eine weiße Gestalt sehen, die lockt die Leute auf allerhand Weise mit hinabzukommen, und wer sie einmal erblickt hat, der muß hinunter, er mag wollen oder nicht.

125. Zwei Sagen vom Hopfensee bei Berlinchen

Die Stadt Berlinchen liegt zwischen zwei Seen, dem großen See und dem Hopfensee. Der Hopfensee ist nur klein, aber tief. Wo dieser See jetzt ist, sagt man, stand früher ein Mönchskloster. Das ist untergegangen wegen der Sünden der Mönche. An einem Johannistage nämlich erhob sich ein furchtbarer Sturm und ein gewaltiges Regengewetter, so daß die Umwohner glaubten, es käme das Ende der Welt. Das dauerte bis zum Abend. Als darauf die Sonne wieder hervorbrach aus den Wolken und es still wurde, war das Kloster verschwunden und an seiner Stelle lag der See. An jedem Johannistage aber kommt eine

Jungfrau aus dem See, die ruft ein dreimaliges Wehe aus, und dann hört man in der Tiefe läuten.

Andere erzählen, nicht ein Kloster, sondern ein Schloß sei in dem See untergegangen. Dicht nämlich am Hopfensee, auf der Seite, wo die Chaussee nach Bernstein hinläuft, ist eine Höhe, der „Berg“ genannt. Auf dieser, heißt es dann, hat einst ein Schloß gestanden, das ein Herr von Bosz bewohnt haben soll. Dieser war als Wegelagerer in der Umgegend bekannt. Da sein Schloß sehr hoch war, so bot er jedem Trotz, und niemand konnte ihn zur Rechenschaft ziehen. Aber in einem schrecklichen Unwetter stürzte Gott das feste Schloß mit allen Bewohnern in den Hopfensee. — An jedem Johannistage, Mittags zwölf Uhr, erscheint auch nach diesem Bericht eine Nixe, die sitzt auf einem Stein an dem See und kämmt ihr Haar; der Stein heißt „der Nixenstein“. Die Nixe soll eine Kammerfrau im Hause des Herrn von Bosz gewesen sein und großen Anteil an seinen Greueln gehabt haben.

126. Der Werwolf

Einige Menschen verstehen die Kunst, sich mittels eines Gürtels, den sie umschnallen, in einen Werwolf zu verwandeln, und so ist namentlich einer in der Mark gewesen, von dem man noch an vielen Orten zu erzählen weiß. Lange Zeit hat keiner gewußt, daß er ein so gefährlicher Nachbar sei; aber endlich kam es folgendermaßen heraus.

Es lagen mehrere Knechte beisammen in den Koppeln, ihre Pferde zu hüten, und machten sich da ein Feuer an, bei dem immer einer wachen mußte. Als nun die Reihe an den, welcher ein Werwolf war, kam und er meinte, daß

die anderen alle fest schliefen, warf er schnell seinen Gürtel über und stürzte sich als Wolf auf die Pferde und verzehrte ein Fohlen mit Haut und Haaren. Das alles sah einer der Knechte, der sich nur schlafend gestellt hatte, mit an, sagte jedoch den anderen kein Wort davon. Nicht lange danach kehrte der Werwolf zurück, und die anderen erwachten. Als sie nun bei dem Feuer lagen, da schauderte es den Werwolf so, und er sagte: „Ich weiß nicht, wie mir heute so schuddrig ist!“ — „Na,“ sagte der Knecht, der nicht geschlafen hatte, „da soll einem wohl nicht schuddrig sein, wenn man ein ganzes Fohlen im Leibe hat!“ — „Dein Glück,“ rief jener, „daß du mir das nicht vorher gesagt hast!“ und mit diesen Worten streifte er seinen Gürtel über, ward sogleich zum Wolf und sprang in den Wald, und nie haben ihn seine Gefährten wiedergesehen.⁴⁴⁾

127. Die keusche Nonne

Im Jahre 1325 machten die Polen und Litauer einen Einfall in die Mark und hausten entsetzlich. Nichts fand vor ihnen Schonung. So stürmten sie auch einmal ein Nonnenkloster, und die frommen Jungfrauen waren ihren rohen Mißhandlungen ausgesetzt. Da soll unter ihnen ein schönes Fräulein gewesen sein, das den Tod der Schande vorzog. Sie versprach dem sie bedrohenden Wüterich, wenn er sie verschone, wolle sie ihn einen Zauber lehren, durch den er unverwundbar werden könne, so daß ihm keine Waffe, kein Schwert, Spieß oder Pfeil fortan etwas antun werde. Es wären nur wenige Worte, die diesen Zauber zu üben im stande wären; damit er aber nicht an der Wahrheit der Sache zweifelse, möge er es sofort an ihr,

wenn sie den Zauber gesprochen, versuchen. Damit kniete sie nieder, bekreuzte sich und betete den schönen Vers aus dem einunddreißigsten Psalm: „In manus tuas commendo spiritum meum.“*) Diese Worte verstand jener nun nicht und meinte, es wären die starken Zauberworte, auf denen die ganze Kunst beruhe. Und als nun die Jungfrau den Hals ausstreckte und ihn ruhig aufforderte, doch zuzuhauen und die Probe zu machen, da wurde er so betört, daß er zuschlug; und erst als der Kopf ihm vor die Füße rollte, erkannte er, daß das Mädchen die Ehre höher als das Leben geachtet hatte.

128. Der Landsknecht und der Teufel

In alten Zeiten, heißt es, hat es sich einmal zgetragen, daß ein Landsknecht durch die Mark zog und, als er in einer Stadt krank wurde, längere Zeit daselbst verharren mußte. Da er nun viel Geld bei sich hatte, so gab er der Wirtin seinen Geldbeutel und bat sie, ihm denselben zu verwahren; nach etlichen Tagen aber, als er wieder gesund geworden, forderte er denselben wieder, worauf die Wirtin, die ein großes Gelüst nach dem Gelde trug und mit ihrem Manne eins geworden war, daß sie das Geld verleugnen wollten, trotzig sprach, was er doch wolle, sie wisse nichts von dem Gelde, und obenein den Landsknecht aufs ürgste schalt. Dieser erzürnte sich nun gewaltig über das Weib und warf ihr ihre Untreue vor, und da dies der Mann hörte, kam er herbei, sein Weib zu verteidigen, und warf ihn zur Thür hinaus. Da zog der Landsknecht vom Leder und hieb in die Thür, und als das der Wirt vernahm, schrie er die Nachbarn an, was ihm

*) „In deine Hände befehle ich meinen Geist.“

für Gewalt geschehe; diese ergriffen den Landsknecht und führten ihn vor die Obrigkeit, worauf er ins Gefängnis geworfen wurde. Als man nun den Fall im Gericht beriet und für Recht erkannte, daß er wegen Gewalttat durchs Schwert zu richten sei, kam der Teufel zu ihm ins Gefängnis, zeigte ihm an, wie seine Sache stände, und verhieß ihm, wo (wenn) er sich ihm ergeben möchte, so wolle er ihm davon helfen. Aber der Landsknecht antwortete, daß er eher zehnmal sterben als auf solche Weise loskommen wolle, konnte auch auf keine Weise bewogen werden, so listig es auch der Teufel anfang, auf den Bund einzugehen. Da versprach ihm endlich der Teufel, ihn ohne einigen Gegendienst freizumachen, sagend: „Wenn du vor Gericht geführt wirst, so sage, du seist zuvor mit Rechtsachen nicht umgegangen, könntest dich auch selbst mit Reden nicht verwahren; bitte um einen Advokaten, der für dich rede, da will ich zu dir treten in einem blauen Hut mit weißen Federn und will dein Advokat sein!“ Dies Erbieten nahm der Landsknecht an, da er dafür hielt, daß es nicht wider Gott sei.

Folgenden Tags nun wurde der Landsknecht vor Gericht geführt, und da er um einen Advokaten bat, der ihn verteidigen möchte, dieses ihm auch gewährt wurde, trat der Teufel daher im blauen Hut mit weißer Feder, legte den ganzen Handel dar, sagte, wie der Diebstahl geschehen, wo das Geld liege und wieviel desselben sei, alles bis aufs allerkleinste. Da schwur sich der Wirt hoch und teuer und rief: „Wenn ich's habe, so führe mich der Teufel weg!“ Aber kaum hatte er das gesagt, so ergreift der mit blauem Hut und weißer Feder den Wirt, führt ihn über den Markt durch die Güste hinweg, und hat niemand jemals erfahren, wo er mit ihm hingekommen ist.

129. Der preußische Pfiff

Von Friedrich dem Großen wird in der Neumark erzählt, daß er öfter Abends, in einen alten Soldatenmantel gekleidet, umhergegangen sei in der Residenz und die Wirtshäuser besucht habe, um zu sehen, was seine Soldaten dort angäben. Einst trifft er auch einen Soldaten in einem Wirtshause, der dort gehörig trinkt und ihn einladet gleichfalls mitzutrinken.

Der alte Fritz läßt sich zwar etwas nötigen, tut aber doch zuletzt Bescheid. Da ihm jedoch der Geselle zu viel draufgehen zu lassen scheint, fragt er denselben: „Aber Kamerad, wo hast du denn das Geld her; dazu reicht doch dein Sold nicht hin?“ — „Ja,“ sagte der andere, „wer den preußischen Pfiff nicht kannte!“ — „Was ist das, der preußische Pfiff?“ fragte der alte Fritz. — „Das kann ich dir nicht sagen,“ entgegnete der Kamerad, „du könntest mich verraten.“ Diese Antwort macht den König gewaltig neugierig, er dringt in den Soldaten und ruht nicht eher, bis ihm dieser das Geheimnis offenbart. „So höre denn,“ begann der Soldat, „ich verkaufe alles, was zu verkaufen ist, es ist ja jetzt Frieden, — was brauche ich zum Beispiel eine stählerne Säbelklinge, die ist verkauft, siehst du?“ und damit zog er den Griff seines Säbels heraus und zeigte dem Könige eine hölzerne Klinge. Dieser tat befriedigt und ging weiter. — Er hatte sich aber den Soldaten wohl gemerkt, und nach einiger Zeit heißt es, das und das Regiment solle vor dem Könige zur Parade antreten. Der König kommt, reitet einigemal auf und ab, und als er den Kameraden von neulich herausgefunden hat, befiehlt er ihm und seinem Nebenmann hervorzutreten. Als der alte Fritz sich noch einmal genau überzeugt hat, daß von diesen beiden

der eine fein Mann ist, den er gesucht, sagt er zu dem Kameraden mit dem preußischen Pfiff: „Ziehe sofort deinen Säbel und haue deinem Nebenmann den Kopf ab.“ Der Soldat erschrickt, faßt sich aber schnell und erwidert: „Ach, Majestät, warum sollte ich das wohl tun? Mein Kamerad Nebenmann hat mir ja nichts zuleide getan!“ — „Zieh,“ ruft der alte Fritz, „sonst soll dir dein Nebenmann den Kopf abschlagen.“ Da bleibt dem Manne mit dem preußischen Pfiff nichts übrig, er legt die Hand an den Griff, blickt zum Himmel und ruft: „Nun denn, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Säbelklinge zu Holz wird,“ und siehe da, wie er den Säbel herauszieht, ist die Klinge von Holz. Friedrich aber lachte und sagte: „Ich merke, du verstehst wirklich den preußischen Pfiff.“⁴⁵⁾